

Siegfried J. Schmidt

Die Endgültigkeit der Vorläufigkeit

Prozessualität als Argumentationsstrategie

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2010

Zielsetzungen

»Interessant ist, daß sich mir bei der Arbeit aus dem Inhalt der Gedanken gewisse Konsequenzen für die Form aufdrängen, die ich längst erwartete, aber die mich nun doch überraschen. Es handelt sich ganz einfach darum, daß aus meinem Theorem, daß es philosophisch nichts ›Erstes‹ gibt, nun auch folgt, daß man nicht einen argumentativen Zusammenhang in der üblichen Stufenfolge aufbauen kann, sondern daß man das Ganze aus einer Reihe von Teilkomplexen montieren muß, die gleichsam gleichgewichtig sind und konzentrisch angeordnet, auf gleicher Stufe; deren Konstellation, nicht die Folge muß die Idee ergeben.« (Theodor W. Adorno) – »Einer acht's, der andere verlacht's, der dritte betracht's, was macht's.« (Bauernweisheit)

1. Über kaum ein Thema ist in der Philosophie und den Wissenschaften so viel nachgedacht und geschrieben worden wie über das Thema »Wirklichkeit« und damit zusammenhängende Fragen nach Wahrheit, Wissen, Erkenntnis, Sprache usw. Aber alles Nachdenken und Schreiben hat nicht dazu geführt, dass man sich auf eine Antwort geeinigt hat. Das hat die Philosophen in Arbeit und Brot gehalten, hat aber beim staunenden Publikum den Eindruck erweckt: So viele Köpfe so viele Meinungen, was soll's?

Wozu also noch eine weitere Meinung zum Thema?

In diesem Buch geht es nicht um eine philosophiehistorische Aufarbeitung der Wirklichkeitsproblematik¹, sondern um eine kritische Untersuchung von thematisch einschlägigen Argumenten im Rahmen dieser Problematik in verschiedenen Strömungen der Philosophie und in wissenschaftlichen Disziplinen. Damit ist zugleich – und von vornherein – der Überzeugung Ausdruck verliehen, dass plausible Argumente in der Wirklichkeitsdebatte

¹ Dazu konsultiert man besser einschlägige Lexika oder etwa den instruktiven Überblicksartikel von Welsch (1998). – Jörissen weist darauf hin, dass das Zeitalter der Neuen Medien begleitet wird von der auffällig oft und immer wieder anders gestellten Frage nach der Wirklichkeit. Er listet in seinem Buch nicht weniger als 11 Realitätsmodelle auf, die in der Geschichte der Philosophie bis heute angeboten worden sind. (2007:67 ff.) Zur gegenwärtigen Debatte cf. auch Rossmann (2008). - Zur einschlägigen Diskussion in der Publizistik und Kommunikationswissenschaft cf. die Beiträge in Baum & Schmidt (Hg.) 2002.

weder von der Philosophie allein noch von einer Einzeldisziplin allein zu erwarten sind. Zugleich ist dieser Streifzug durch die Theorienlandschaft aber auch von der Hoffnung motiviert, auf diesem Streifzug Anregungen zu bekommen, um der Wirklichkeitsdebatte eine Wendung zu geben. Ziel ist dabei nicht der Entwurf einer neuen Theorie oder die Widerlegung gängiger Theorien (Realismus, Empirismus usw.), sondern die Erprobung einer Argumentationsstrategie, die sich primär für *Prozesse* interessiert, und verbunden damit die Erprobung eines neuen Sprachspiels.

Vom Verlauf der Philosophiegeschichte kann man lernen, dass das Interessante an einer philosophischen Position nicht das ist, was sie an/als Wahrheiten behauptet, sondern das, womit sie die nachfolgende Diskussion belastet bzw. das, wovon sie die Diskussion *entlastet* – im besten Fall ohne Problemverschleierung.

Ich bemühe mich in diesem Buch darum, mich/uns (?) von der *in traditioneller philosophischer Weise diskutierten* Wirklichkeitsproblematik zu entlasten. Ich plädiere also nicht, wie etwa R. Rorty, für eine Abschaffung der Erkenntnistheorie oder der Philosophie überhaupt, sondern ich versuche, Erkenntnisprozesse so zu beschreiben, dass sie nicht mehr unter die bisherigen erkenntnistheoretischen Beschreibungen fallen, die alle nicht zum angestrebten Ziel geführt haben.

Wenn man Theorien als Rezepte zum Handeln bzw. als Problemlösungsinstrumente beschreibt, dann hängen die Grundsätze einer Theorie von den Zwecken ab, die mit der Theorie verfolgt werden. Darum ist es wichtig zu erfahren, welchen Zweck die in diesem Buch skizzierte Argumentation verfolgt. So weit ich sehe, verbleibt dieser Entwurf, nach M. Sandbothes Qualifikation, zwar noch im Rahmen »theoretizistischer« Fragen², ich hoffe aber doch, mit den angebotenen Frage- und Antwortauflösungen auch einen Beitrag zur Veränderung des Wirklichkeitsdiskurses und auf diesem Wege zu gesellschaftlichen Veränderungen leisten zu können³ – die Depotenzen wichtiger philosophischer Konzepte wie ›Wirklichkeit‹ oder ›Wahrheit‹ wird hier zumindest als ein Beitrag zu einer möglichen Veränderung des individuellen wie des sozialen Lebens angesehen – so etwa wenn durch das Aufgeben eines emphatischen Wahrheitsbegriffs die Verwendung dieses Begriffs als Machtinstrument zumindest erschwert wird.

Weil wir Philosophie nur als eine besondere Form von kulturspezifischer⁴ Kommunikation betreiben können, sagt sie nichts aus über »die Welt«, sondern nur etwas *über uns*. Wie formulierte W. James einmal so poetisch: »Der Schlangenschweif des Menschlichen haftet an jedem Ding.« (1994:33)

² Sandbothe sieht die Aufgabe der Philosophie (in Anlehnung an den Pragmatismus) darin, einen Beitrag zur Entwicklung immer säkularerer, demokratischerer und liberaler organisierter Gesellschaften zu leisten und am »weltgeschichtlichen Wandel im Selbstbild der Menschheit« (Rorty) mitzuarbeiten (2001:92). Seines Erachtens gibt es eine plausible Inferenz von demokratischen Überzeugungen zu einer antirepresentationistischen Konzeption von Wahrheit und Wissen. Aus diesem Grunde verlangt etwa Rorty, Begriffe wie ›entsprechen‹ oder ›repräsentieren‹ aufzugeben, weil sie Werkzeuge liefern (können), die zu autoritären Zwecken genutzt werden können.

³ Cf. zu dieser Problematik die neopragmatistischen Theorieangebote etwa von Rorty oder Sandbothe (2001). – Offen gestanden teile ich die Hoffnung (oder gar den Anspruch) Rortys nicht, er könne mit seiner Philosophie eine bessere und glücklichere Welt befördern.

⁴ Zum Konzept von Kultur als Problemlösungsprogramm einer Gesellschaft cf. Schmidt (1994, 2003).

2. Dieses Buch besteht aus Exkursen zu einem nicht mehr für möglich gehaltenen homogenen Haupttext. Ich jammere nicht über die Ubiquität von Kontingenzen, sondern ich vollziehe Kontingenzen. Ich wiederhole nicht zum x-ten Male, dass wir keine endgültige Wahrheit und keine objektiv gültige Wirklichkeitserkenntnis erreichen können. Vielmehr vertrete ich in diesem Buch die Überzeugung: Weil *wir* alle Fragen stellen, müssen *wir* auch mit *unseren* Antworten zufrieden sein – andere Antworten würden wir ohnehin kaum verstehen. Und in dieser Situation ist mit einer großen Zahl von Fragen und Antworten, also mit erheblicher argumentativer Konkurrenz zu rechnen.

Dieses Buch versagt sich daher der Melancholie alles Fertigen oder Endgültigen. Vielmehr gilt auch hier die Einschätzung der eigenen Überlegungen als *vorläufig endgültig vorläufig*. Ich könnte aber auch mit Samuel Beckett (in den *Three Dialogues with Georges Duthuit* 1965) sagen: »Es gibt viele Wege, auf denen das, was ich vergeblich zu sagen versuche, vergeblich zu sagen versucht werden kann.« – Oder sollte ich mit E. Jabès sagen: » (...) dass es zwar in meinen Büchern wohl einen Fortgang gibt, aber nicht wirklich Ausgang und Ankunft«?

3. Auf einem Londoner Vorortzug war vor einigen Jahren folgendes Graffito zu lesen: »Die Wirklichkeit ist eine Illusion, die durch Alkoholdefizit entsteht.« Man kann es also auch so sehen – und was wäre *damit* über »die Wirklichkeit« gesagt? (Man sollte nicht voreilig urteilen.)

Oder halten wir uns lieber an Woody Allen, der auch hier (s)eine Lösung hat: »Können wir das Universum wirklich ›kennen‹? Mein Gott, es ist doch schon schwierig genug, sich in Chinatown zurechtzufinden. Der springende Punkt ist doch: Gibt es da draußen irgendetwas? Und warum? Und warum muß man so einen Lärm darum machen? Schließlich kann es keinen Zweifel darüber geben, dass das einzig Charakteristische der ›Wirklichkeit‹ ihr Mangel an Substanz ist. Das soll nicht heißen, dass sie keine Substanz besitzt, sie fehlt ihr bloß.«⁵ – Wie auch immer. Gottfried Benn sprach schon in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts von ›Wirklichkeit‹ als »Europas dämonischem Begriff«. Und die Renaissance des Wirklichkeitsdiskurses im 20. und 21. Jahrhundert scheint ihm Recht zu geben.⁶ – Das Thema lässt uns offenbar nicht los, weil es scheinbar alle angeht – aber ist das wirklich der Fall?

4. Ist es nicht sonderbar, dass wir im Alltag⁷ zwar Probleme *in* der Wirklichkeit, aber keine Probleme *mit* der Wirklichkeit haben. »Am häufigsten wird in der Tat diese Welt für real gehalten; denn Realität in einer Welt ist (...) größtenteils eine Sache der Gewohnheit.« (N. Goodman 1984:35) Haben also in erster Linie – oder gar ausschließlich – die Philosophen (Männer und Frauen) Wirklichkeitsprobleme – und wenn ja warum? Etwa um sich ihr Metier nicht zu verderben, oder weil ihre griechischen Vorläufer fatalerweise auf die Idee gekommen sind, Sein und Erkenntnis, Subjekt und Objekt oder Sprache und Wirklichkeit kategorial voneinander zu trennen? Seither jedenfalls rätseln Philosophen, wie man die zuvor getrennten

⁵ Woody Allen, »Meine Philosophie«, in: *Wie du dir, so ich mir*. München 1978:37 f.

⁶ »Die gegenwärtige, weit verzweigte Realismus-Debatte wirft manche Rätsel auf, deren größtes sein könnte, warum sie überhaupt geführt wird.« (Janich 1995:460) – Reicht als Begründung das Motiv der Wirklichkeitsvergewisserung?

⁷ Zum Alltagskonzept cf. Teil II, Kap. 12.

Teile sinnvoll wieder aufeinander beziehen kann und wie solche möglichen Bezüge hinsichtlich ihrer Wirklichkeit und Wahrheit zu bewerten sind. Entsprechend lauten die Kernfragen: Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Können wir einen sicheren erkennenden Zugang zu »der Wirklichkeit« gewinnen? Und wie ist die Wahrheit bzw. die Objektivität dieses Zugangs zu bewerten? Welche Rolle spielt die Sprache beim Umgang mit »der Wirklichkeit«? Dominiert im Erkenntnisprozess das Subjekt oder das Objekt? Ja, gibt es überhaupt etwas »da draußen«, oder ist alles nur unsere Konstruktion? – »(...) denn schließlich sind Tatsachen oder »Fakten« etwas Gemachtes.« (N. Goodman 1984:116)

R. Rorty verkündet kategorisch, dass alle Fragen nach der Beziehung zwischen Sprache und Denken Beispiele dafür sind, »(...) wie Philosophen ihre Arbeit in Misskredit bringen, indem sie Schwierigkeiten sehen, die sonst niemand sieht.«⁸ (1991:35). Und W. Welsch nennt Philosophen gar »Wirklichkeitsdiskreditierungsmeister«. Reden sie von Wirklichkeit, dann nie im alltäglichen Sinne dieses Begriffs, sondern in einer Weise, die alltägliche Wirklichkeit » (...) zum bloßen Schein oder allenfalls zu einem vordergründigen Moment des eigentlich Wirklichen herabsetzt.« (1998:183) Betrügen sie also, wie Woody Allen sagt, die Wirklichkeit um ihre Substanz? Oder übersehen sie die Wirklichkeit gar auf der Suche nach ihr?

5. Im Laufe der Geschichte scheint die wechselvolle Karriere der Wirklichkeitsdiskussion eng verbunden zu sein mit der *Medienentwicklung* innerhalb der Gesellschaft.⁹ So konstatiert etwa W. Welsch: »Erstens wurde »Wirklichkeit« in der heutigen Kultur durch Entwicklungen der elektronischen Medien problematisch. Die Wirklichkeit scheint schwächlich geworden – eigentümlich blaß, unübersichtlich und anscheinend immer weniger bedeutungsvoll und greifbar. Stattdessen sind »Simulation« und »Virtualität« zu den neuen und kräftigen Matadoren der Gegenwart avanciert. (...) Zugleich aber ist zu beobachten, daß im Gegenzug gegen die elektronische Mediatisierung der Welt kulturell ein neues Bedürfnis nach Wirklichkeit – sozusagen nach »wirklicher Wirklichkeit« - entsteht. (...) Es gibt ein neues Bedürfnis nach Wirklichkeiten in einem elektronisch unsubstituierbaren Sinn.« (Welsch 1998:169)

Offenbar zeigt sich auch hier nicht nur der Reiz, sondern auch eine gewisse Unausweichlichkeit des Umsteigens von Identität auf Differenz: Der Durchsatz unseres Alltags mit Medienangeboten, die den Anspruch erheben, alles exakt und verlässlich zu beobachten und zu reportieren, was in der Welt überhaupt interessant ist, weckt Widerspruch und Möglichkeitssinn: Wie steht es denn mit den Wirklichkeitserfahrungen jenseits, vor und hinter den Medien? Wie steht es mit dem, was in keinem Bericht aufscheint? Fängt nicht dort erst »das wirkliche Leben« an? Hat Mystik etwa nicht umsonst Konjunktur?

Aber gerade Medienkünstler wie Jochen Gerz oder Peter Weibel fragen schon seit langem skeptisch, ob es überhaupt (noch) ein »Jenseits der Medien« geben kann, ob man den Medien noch »den Rücken kehren kann«; so wie etwa J. Mitterer in seinen beiden Büchern immer wieder konstatiert, dass es kein »Jenseits des Diskurses« gibt, dass man also Diskursen nicht den Rücken kehren kann?

⁸ Aber vielleicht betrachten sie gerade das als genuin philosophische Aufgabe, des Kaisers neue Kleider zu sehen?

⁹ Cf. dazu eine zusammenfassende Darstellung bei Schmidt (1998, 2000) und den Essay von Esposito (2007).

6. Es geht in diesem Buch, wie gesagt, nicht um eine abschließende Darstellung der Wirklichkeitsproblematik. Keine neue Theorie soll entwickelt werden, kein neuer Anspruch auf Wahrheit soll erhoben werden. Vorgeführt werden vielmehr argumentative Manöver, und die geneigten Leserinnen mögen prüfen, was sie damit anfangen können.

Das Buch besteht aus immer neuen *Beschreibungsanläufen*, aus dem Versuch, plausible Zusammenhänge zwischen bestimmten Themen aus dem weiten Umkreis der Wirklichkeitsdebatten herzustellen. Es geht, wie H. Putnam u. a. zu sagen pflegen, um *descriptions and redescriptions* – und dafür soll eine sozusagen epistemologisch entspanntere Argumentationsweise entworfen werden.

Wenn in diesen Beschreibungen Formulierungen oder Argumente von anderen Autoren übernommen werden, dann bedeutet das nicht, dass damit die Gesamtheorie eines Autors übernommen wird, sondern dass das jeweils benutzte Argument als kleine Deleuze'sche Maschine benutzt wird – mal sehen, was aus dem Einbau in die eigene Argumentation als Form des *rewriting* herauskommt.¹⁰

Eine nicht bloß stilistische Bemühung dieses Buches besteht darin, Existenzbehauptungen (bzw. Existenzbestreitungen)¹¹ sowie behauptende Allsätze wo eben möglich zu vermeiden, weil sie (in der Regel) systematisch irreführend sind.¹² Andererseits ist es unvermeidlich, Aussagen zu machen und Behauptungen aufzustellen – warum sonst schreibt man ein Buch?

Wenn also in diesem Buch Aussagen gemacht werden wie z. B. »Handeln erfolgt immer in Situationen« oder »Handeln erfolgt im Orientierungsrahmen von Handlungsschemata«, dann sollten solche Aussagen wie folgt gelesen werden: Nach allem, was wir bisher vom Handeln gesagt haben und daher zu wissen glauben, handeln wir immer in Situationen. Oder wenn geschrieben wird: »Setzungshandlungen sind raum-zeitlich bestimmte konkrete Prozesse«, sollte dies gelesen werden als: In diesem Buch werden Setzungen sprachlich bestimmt als konkrete Prozesse/rede ich über Setzungen als über konkrete Prozesse. Aus stilistischen Gründen verwende ich nicht durchgängig diese umständliche Redeweise und hoffe darauf, dass Leserinnen und Leser die einfache Ersetzungsregel im Kopf behalten:

»X ist Y« = »X wird beschrieben/bestimmt als Y«!

Getreu der von C. F. von Weizsäcker formulierten Maxime: »Sprechen wir sinnvoll von Realität, so sprechen *wir* von Realität; spricht niemand von Realität, so ist von Realität nicht die Rede.«

Eine zweite stilistische Anmerkung: Aufgrund der Anlage dieses Buches sind Wiederholungen unvermeidbar (vielleicht sind sie ja sogar nützlich) – und Trivialitäten sind

¹⁰ Deleuze zitiert Foucault, der auf die Frage, was für ihn ein Buch sei, geantwortet habe, es sei eine Werkzeugkiste. Und Proust meinte, ein Buch sei wie eine Brille: «(...) probiert, ob sie euch passt; ob ihr mit ihr etwas sehen könnt, was euch sonst entgangen wäre; wenn nicht, dann lasst mein Buch liegen und sucht andere, mit denen es besser geht.» (1977:40)

¹¹ »Da das Prädikat ›existiert‹ dem Beschriebenen keine weitere Eigenschaft hinzufügt, kann man es weglassen.« (Luhmann 1990:513)

¹² Das kann wohlgerne nicht für Referate anderer Theorieansätze gelten, in denen Existenzbehauptungen gemacht werden.

es auch; wobei ich hoffe, dass sie zumindest gelegentlich helfen, Dinge einfacher zu machen.¹³ –

J. Mitterer hat zum Thema Irrtum eine eigensinnige Meinung formuliert: »Ein Irrtum kann immer nur als Differenz zu der Auffassung bestimmt werden, die den Irrtum feststellt, gleichgültig ob diese Festlegung von einem Jenseits des Diskurses legitimiert wird oder nicht. (*Darum trägt die Verantwortung für Irrtümer in diesem Buch der Leser und nicht der Autor...*)« (2001:9).

7. Das Buch gliedert sich in zwei Teile.

Der Zweck der einleitenden Kapitel 1-11 besteht darin, einige mir interessant erscheinende Ansatzpunkte, Startideen, Argumente und Varietäten unterschiedlicher Beschreibungen zu den jeweiligen Themen vorzustellen, und nicht etwa darin, irgendeinen vollständigen Literaturbericht zu liefern. Durch die Auswahl der vorgestellten Argumentationen soll die Tendenz der eigenen Problembehandlung im 2. Teil sozusagen vorlaufend markiert werden, ohne dass damit Identitäten in der Theoriebildung behauptet werden. Wohl aber soll damit auf die Anschlussfähigkeit von Argumentationen in verschiedenen theoretischen Kontexten verwiesen werden. Um diese Argumentationen möglichst authentisch darzustellen, habe ich mich entschlossen, eher zu zitieren als zu umschreiben. Die dadurch entstehende Zitatdichte ist sicher nicht besonders elegant, aber m. E. funktional sinnvoll.

Bei der Auswahl der Autorinnen und Autoren habe ich solche bevorzugt, die dem (immer noch) realistischen Mainstream im Wirklichkeitsdiskurs kritisch gegenüberstehen und daher für meine eigenen Überlegungen hilfreich sein können.

Im zweiten Teil versuche ich, eine strikt *Prozess-orientierte* Beschreibung von Themen aus dem Umkreis der Wirklichkeitsdebatte vorzulegen, die Anspruch auf sinnvolle Vorläufigkeit erhebt und sich bemüht, hartnäckige philosophische Probleme *aufzulösen*.

Die Reihenfolge der Abschnitte folgt keiner inneren Systematik und erhebt daher auch keinen systematischen Anspruch. Sie ist aber deshalb keineswegs willkürlich; denn dass die jeweils behandelten Themen in engem Zusammenhang miteinander stehen, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung.

Kurzum: »Sicher, so ist es, von einer Warte aus.«(H. Eisendle)

¹³ »Aber wie so oft, so hat auch in diesem Fall das Triviale, das heißt das kognitiv Uninteressante, lebenspraktisch fundamentale Bedeutung.« (Lübbe 1997:24)

Prozessorientierung: warum und wozu?

»denn schließlich stammt, jedenfalls wo es ›wissenschaftlich‹ zugeht, nur sehr wenig, was in einem Buch zu lesen ist, von dem Autor selbst.« (Niklas Luhmann)

1. Wie angekündigt will ich im 2. Teil dieses Buches versuchen, einige plausible Überlegungen in die Wirklichkeitsdebatte einzubringen, die sich weder auf irgendeine Variante des Realismus noch des Konstruktivismus reduzieren lassen.

Wie angekündigt geht es nicht darum, eine neue erkenntnistheoretische Position zu propagieren, sondern eher darum, eine Art *Basiskonsens* (sensu J. Mitterer) zu entwickeln, auf dem weitere Überlegungen zu den im 1. Teil behandelten Themen im Umkreis der Wirklichkeitsdebatte so aufgebaut werden (können), dass die sie betreffende erkenntnistheoretische Blockade *aufgelöst* werden kann; denn das ist ja ein Ziel, das ich spätestens seit Schmidt (1998) explizit verfolge¹⁴.

Aus diesem Grunde übernehme ich im 2. Teil nicht die Reihenfolge der Themen aus dem 1. Teil, sondern ich beginne mit der Debatte über die Wirklichkeitsthematik und gehe dann schrittweise über zu den damit assoziierten Themen.

R. Rorty hat wohl zu Recht dargelegt, dass man gegen Wirklichkeits- oder Wahrheitstheorien nicht argumentieren kann, weil man sonst deren Vokabular benutzen müsste. Aus diesem Grund geht es mir im zweiten Teil dieses Buches nicht um eine Widerlegung dieser Theorien, sondern um die Entwicklung von Alternativen in der Argumentation, also um ein anderes ernst gemeintes Sprachspiel¹⁵ zu diesen Themen.

Dem Zweck der Erarbeitung eines solchen Basiskonsenses sollten die Auseinandersetzungen mit einschlägiger Literatur in Teil I dienen¹⁶, die bewusst im Hinblick auf Zustimmungsfähigkeit bzw. Anregungswerte (qua signifikante Differenz) für die eigenen Überlegungen ausgesucht worden sind und die schon deshalb weder erschöpfend noch repräsentativ sein sollten.

Diese Auseinandersetzung verdeutlicht, dass die traditionelle Ontologie wie die Erkenntnistheorie Auflösungserscheinungen zeigen – Radikaler Konstruktivismus und Systemtheorie oder die Namen R. Rorty und J. Mitterer werden diesbezüglich als Fanal gehandelt. Aus diesem Grunde können die thematischen Abschnitte im 2. Teil verhältnismäßig kurz ausfallen, da sie in erster Linie die Aufgabe haben, eine eigene Position vor dem Hintergrund der bisher referierten Positionen darzulegen.

¹⁴ Mit Janich bin ich der Überzeugung, dass z. B. die Wirklichkeitsfrage eine innerphilosophisch produzierte Altlast ist (1995:460), die entsorgt werden sollte und entsorgt werden kann.

¹⁵ Dass dieses Sprachspiel durchaus ernste Folgen haben kann bzw. sollte, wird etwa am engen Zusammenhang zwischen der behaupteten Verfügung über absolute Wirklichkeits- und Wahrheitsgewissheiten und Macht- und Herrschaftsansprüchen deutlich.

¹⁶ Die dabei gewonnenen Annahmen bzw. Argumente werden im Folgenden sinngemäß verwendet, ohne dass in jedem Fall wieder das genaue Zitat wiederholt wird.

Ich beginne mit einigen Grundsätzen, die in den folgenden Überlegungen (möglichst) durchgehalten werden sollen.

2. Wie in den Zielsetzungen in Teil 1 bereits gesagt, sollen behauptende Allaussagen wie Existenzaussagen oder Existenzbestreitungsaussagen möglichst vermieden werden, weil sie selbstbezüglich widersprüchlich sind. Die Frage, ob X existiert oder nicht, soll keine Rolle mehr in einem erkenntnistheoretischen Sinne spielen. Davon unberührt bleibt diese Fragestellung in lebenspraktischen Zusammenhängen im Alltag, wo es durchaus eine wichtige Rolle spielt, ob etwas vorhanden oder verfügbar ist oder nicht und welche Erfahrungen damit gemacht werden (können).

Die Redeweise »X existiert« soll ersetzt werden durch die Rede »Von X ist die Rede«, »Wir erfahren X« »X spielt in Situation S für uns die Rolle R« bzw. »Prozess P hat für uns das Ergebnis X«.

Diese Absichtserklärung stößt auf große Schwierigkeiten in der sprachlichen Darstellung. Sowohl in der Alltagsrede als auch im philosophischen Diskurs sind wir daran gewöhnt, von dem von uns hergestellten Bezug auf Aktanten, Prozesse und Situationen abzusehen. Wir sprechen von Bergen, Bäumen und Gedanken, ohne uns jeweils bewusst zu sein bzw. bewusst zu werden, dass es von uns gesehene oder hergestellte und auf uns bezogene Prozessresultate sind, über die wir sprechen bzw. mit denen wir handelnd umgehen. Ich muss also Leserinnen und Leser bitten, diesen hergestellten Bezug mitzudenken, wenn von X oder Y gesprochen wird.

3. Den folgenden Überlegungen liegt die grundsätzliche Annahme zu Grunde, dass *von Menschen durchgeführte Operationen* i. w. S. in Form von *situierten Prozessen* beschrieben werden können, an denen analytisch drei systemisch zusammenwirkende Komponenten unterschieden werden können, nämlich Prozessträger, Prozess(verlauf) und Prozessresultat. Gleichgültig ob es sich um nichtsprachliche Handlungen, Wahrnehmungen, Aussagen oder Gedanken handelt: Ein Prozessträger (individueller oder sozialer Art) performiert im Rahmen von sprachlichen bzw. logischen, sozialen, kulturellen oder biologischen Voraussetzungen einen Prozess, der in einer Situation eingebettet ist, der gelingen oder misslingen kann und der zu erwünschten Folgen/Resultaten bzw. zu unvorhersehbaren Konsequenzen führt.¹⁷

Ein im Bewusstsein entwickelter Gedanke ist danach Resultat eines Denkprozesses eines Aktanten in einer bestimmten Situation. Der in einer Wahrnehmung perzipierte Baum ist mithin ein Wahrnehmungsergebnis eines wahrnehmungsfähigen und wahrnehmenden Aktanten in einer ganz bestimmten raum-zeitlich bestimmten Situation. Eine Beschreibung ist stets das Resultat eines beschreibenden Beobachters in einer bestimmten Situation. Ein Gericht ist das Resultat eines kochenden Aktanten in einer bestimmten Situation, usw.

Streng genommen folgt aus dieser Überlegung, dass jegliche Rede von welchem X auch immer die Form haben müsste: »{von – A – wahrgenommener – Baum – in – S}« oder »{von

¹⁷ »Welche Phänomene wir auch immer untersuchen, verstehen oder erklären wollen: *immer beziehen sich unsere Beobachtungen auf Resultate von Prozessen.*« (Ochs 2009:1) – Ich teile durchaus die Auffassung von Ochs, »(...) dass die Unterscheidung zwischen Realismus und Anti-Realismus *erkenntnistheoretisch irrelevant* wird, sobald die Kategorie des Prozesses tatsächlich radikal privilegiert wird.« (a. a. O.) – Eine Anmerkung zur Terminologie. Janich spricht bei Handlungsergebnissen von Gelingen und Misslingen, bei Handlungsfolgen von Erfolg und Misserfolg. Ich unterscheide zwischen Handlungsergebnissen und Handlungskonsequenzen.

- A - vollzogener – Gedanke - in S }«. Diese umständliche Redeweise lässt sich im Folgenden zwar theoretisch aber kaum in einer erträglichen Stilistik durchführen. Darum sind Leserinnen und Leser gebeten, alle Ist-Aussagen bzw. deren Äquivalente in diese m. E angemessene Redeweise zu transformieren, um ontologische Fehlschlüsse zu vermeiden, die aus der Vernachlässigung des Beobachters resultieren.

Die konsequente Prozessorientierung¹⁸ verfolgt den Zweck, die »schweren Hauptwörter« bzw. Substantivierungen wie Wirklichkeit, Sprache, Wissen, Wahrheit usw. sozusagen zu verflüssigen, zu dynamisieren – vielleicht auch zu trivialisieren, um dadurch dem Denkwang zu entgehen, den sie offenbar auf Philosophen ausgeübt haben und noch immer ausüben.

In Schmidt (2003) habe ich die Prozessorientierung auf dem Grundmechanismus von Setzung und Voraus-Setzung aufgebaut. Dabei waren folgende Überlegungen maßgebend:

- Jede Setzungshandlung (im Bereich von Denken, Fühlen, Handeln und Sprechen.) findet in einem Geschichtenzusammenhang vergangener Setzungsereignisse statt. Deshalb könnte man pointiert sagen: Alles, was wir wissen, wissen wir aus der Vergangenheit, und das wiederum wissen wir, weil wir Prozesshaftigkeit sinnvollerweise unterstellen müssen. Wer leugnen will, dass alles, was wir tun, sich in Form von Setzungen bzw. Prozessen vollzieht, kann dies nur in Gestalt einer Setzung tun.
- Setzungshandlungen von Aktanten werden in einem sozialen Raum vollzogen, der durch sprachliche, soziale, ökonomische und kulturelle Strukturen geprägt ist, die die Spielräume von Setzungshandlungen beeinflussen.
- Aus logischen Gründen haben Setzungen eine setzende Instanz (Prozessträger/Aktant/Leib) zur Bedingung, die zugleich durch die Setzung bestätigt wird, und sie führen zu einem Prozessresultat. Aktanten stehen nicht außerhalb von Prozessen; sie werden erst im Prozess zu je bestimmbar Aktanten.
- Setzungen sind raum-zeitlich lokalisierte konkrete Prozesse.
- Als Beobachter fungierende Aktanten werden erst im Prozess des Beobachtens »hergestellt«, sie sind keine Vorab-Gegebenheiten, sondern Prozess-Resultate. Damit wird die Position des klassischen Konstruktivismus verlassen, der zwar die Objekt-Seite des Subjekt-Objekt-Verhältnisses in Frage stellt, die Subjekt-Seite aber unproblematisiert voraussetzt bzw. ontologisiert.
- Beobachter wie Beobachtetes entstehen im Beobachtungsprozess. Ohne Gegenstandskonstitution lässt sich kein Bewusstsein denken, ohne Bewusstsein keine Gegenstandskonstitution.
- Objekte tauchen immer gleichsam »an der Nabelschnur« von Prozessen auf, eben als Wahrgenommenes, Gemachtes oder Beschriebenes. Statt von Objekten sollte deshalb von Relationen bzw. von Bezugnahmen gesprochen werden. Dabei werden Gegenstand und Bezugnahme als strikt komplementär betrachtet, keine der Komponenten ist unabhängig von der anderen. Mit anderen Worten: der Prozess der Relationierung wird analytisch privilegiert.

¹⁸ Ein genauer Vergleich der Prozessorientierung bei Whitehead und Schmidt findet sich bei Ochs (2009). – Kenny (2009) problematisiert grundlegend den Subjektbegriff im Radikalen Konstruktivismus und schlägt als Alternative eine Kybernetik 3. Ordnung vor.

- Durch die Verzeitlichung der Perspektive, also des Grundmechanismus von Setzung und Voraussetzung, werden realistische erkenntnistheoretische Ansätze aufgelöst, die von Zeit-unabhängigen Objekten ausgehen.
- Es dürfte plausibel sein, zwischen Prozessen als Zeitformen und den unterschiedlichsten Zeitverhältnissen *in* Prozessen zu unterscheiden.

4. Wenn man - im Lichte der Überlegungen im 1. Teil - Wahrnehmen, Beobachten, Erfahrungen-Machen, Erkennen, Kommunizieren und Verstehen als Formen von Prozessen im Sinne von *Handeln*¹⁹ modelliert, dann kommt man um die Frage nicht herum, wie es dann mit Handlungsintentionen und Handlungsmotiven steht. Einige Antwortaspekte auf diese Frage sollen im Folgenden zusammengestellt werden:

- Die genannten Handlungsformen werden mehr oder weniger bewusst durchgeführt und sind mehr oder weniger bewusstseinsfähig und bewusstseinspflichtig. Ähnliches gilt für die Bewusstheit der Intention und der Motivation.
- H. R. Maturana bezeichnet nur solche Beobachtungen als Beobachtungen, die bewusst und intentional durchgeführt werden. Ganz anders sieht J. G. Juchem das Problem: Der Beobachter »(...) beobachtet, meist ohne zu wissen, daß er beobachtet. Daß er es nicht weiß, ist aber gerade der springende Punkt dafür, daß der Mensch der Alltagswirklichkeit die ihn umgebende ›Welt‹ als objektive Realität empfindet.« (1996:31) Die Differenz zwischen den beiden Auffassungen erklärt sich wohl schlicht daraus, dass Maturana von intentionalem Beobachten spricht, Juchem dagegen von Beobachtungserlebnissen.
- Dieser Unterschied kann für die genannten Handlungsformen vielleicht so durchbuchstabiert werden: Wahrnehmen wird realisiert auf einer Skala von Möglichkeiten, die vom zufälligen Hinschauen oder Hinhören bis zu bewusster Aufmerksamkeitszentrierung reichen. Entsprechend dürfte auch die Intentionalität in bewusstseinsfähiger und -pflichtiger Form zunehmen. Bewusste Wahrnehmung realisiert eine bestimmte Motivation: Wer bewusst wahrnimmt, verfolgt dabei ein Ziel, das erreicht oder verfehlt werden kann.
Eine ähnliche Beschreibung dürfte auch für das Beobachten plausibel sein. Auch hier dürfte gelten, dass die Handlungsergebnisse in eine sprachbegriffliche Form gebracht werden müssen, um sie für den Aktanten bewertbar und für Andere kommunikabel machen zu können.
- Beim Erfahrungen-Machen ist zu unterscheiden zwischen dem Prozess und der Fortsetzung des Prozesses in Gestalt des Umgangs mit dem Ergebnis. Ich kann nicht-intendierte leidvolle Erfahrungen machen, und ich kann ganz gezielt Handlungen planen und durchführen, um bestimmte Erfahrungen zu machen, so etwa in wissenschaftlichen Experimenten. Der erste Typ von Erfahrung kann wohl eher als

¹⁹ Ich erinnere noch einmal an Maturanas Aussage: »Ich bezeichne als Handlungen alles, was wir in irgendeinem operationellen Bereich tun, alles, was wir in unserem Diskurs hervorbringen, so abstrakt es auch scheinen mag. Denken ist demnach Handeln im Bereich des Denkens, Gehen ist Handeln im Bereich des Gehens, Reflektieren ist Handeln im Bereich der Reflexion, Sprechen ist Handeln im Bereich des Sprechens.« (1991:171)

Widerfahrnis bezeichnet werden, während der andere als bewusste Wissensproduktion gelten kann.²⁰ Ähnliches dürfte für Erkenntnisprozesse gelten, die in aller Regel bewusst, motiviert und im Sinne einer ganz bestimmten Intention durchgeführt werden. Damit ist keineswegs ausgeschlossen, dass man auch unbeabsichtigt und ohne entsprechendes Motiv Erkenntnisse gewinnen kann – man spricht dann davon, dass sie einem »in den Schoss fallen«. In allen diesen Fällen bleibt aber die Notwendigkeit der sprachbegrifflichen Formatierung der Prozessresultate für ihre Einordnung wie für ihre Bewertung und für eine mögliche Rolle in Kommunikationsprozessen bestehen.

- Verstehenshandlungen changieren auf einer Skala von eher beiläufigem Mithören des Gesagten und Gemeinten bis hin zu dem bewussten Versuch, dem zu Verstehenden (Handlung, Text usw.) einen Aktanten-spezifischen Sinn zuzuordnen und die Motivation und Intentionen z. B. des Sprechers explizit zu beurteilen.
- Auch bei Kommunikationshandlungen gibt es eine breite Skala von Möglichkeiten. Zwischen Small Talk und einer sophistizierten Verteidigungsrede eines Anwaltes vor Gericht changieren die Bewusstseinsfähigkeit und –pflichtigkeit, die Explizitheit der Intention und die Vorabplanung der Motivation.

Für alle skizzierten Handlungsformen dürfte aber gelten, dass ihre *Wirklichkeitsgewissheit* nicht in Frage gestellt wird: der gesehene Baum, der beobachtete Spitzensportler, die erkannte Problemlösung, die verstandene Prüfungsfrage oder ein (an den Anschlusshandlungen ablesbarer) erfolgreicher Kommunikationsprozess »sind wirklich«²¹ für den Aktanten als Prozessträger. Erst wenn die Ansprüche an Bewusstseinspflichtigkeit steigen, kann seine Prozess-gebundene Wirklichkeitsgewissheit von Anderen in Frage gestellt werden: Ist die erkannte Problemlösung wirklich akzeptabel, hat der Prüfling die Prüfungsfrage wirklich verstanden...? Usw.

Beginnen wir daher die Prozess-orientierten Überlegungen mit dem zentralen Thema dieses Buches, mit der Wirklichkeitsfrage.

²⁰ »Kausalwissen als experimentelles Bewirkungswissen ist also eine Form von technischem Know-how. Man weiß, was man zu tun hat, um einen erwünschten Sachverhalt herbeizuführen.« (Janich 2009:155)

²¹ Nicht zuletzt deshalb, weil Aktanten wissen, was das Wort »wirklich« bedeutet. »Ein Wort muß man nicht »verstehen«. Man *kennt* es, oder man kennt es nicht.« (Wegener, zit. nach Feilke 1994:173) Und man kennt es aus einer fraglos eingespielten Interpretationspraxis des Alltags.

Nachbemerkungen

»Wie soll man uns Menschen verstehen?
Ein Leben lang erschaffen wir uns immer
neue Illusionen, nur um sie später
zugunsten anderer Illusionen als falsch zu
entlarven und beiseitezutun.«

(Wladimir Kaminer)

1. So wenig wie die hier vorgeführten Überlegungen Anspruch auf eine thematische Vollständigkeit oder gar auf endgültige Problemlösungen erheben können, so wenig sinnvoll wäre es, am Ende dieser Überlegungen Schlussstriche zu ziehen. Als sinnvoll erscheinen mir bestenfalls einige Nachbemerkungen, um an einigen Punkten den Duktus der hier vorgelegten Argumentationen noch einmal pointiert zu charakterisieren.

Die erste Bemerkung bezieht sich auf das Dauerthema *Individuum und Gesellschaft*. Sollen Soziologie oder Sozialpsychologie Subjekt-orientiert oder Gesellschafts-orientiert vorgehen? Was dominiert was, oder wie ist das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft beschreibend zu modellieren?

Aus den bisherigen Überlegungen folgt eindeutig die Empfehlung, jede Art von kategorialer Trennung zwischen den beiden Polen aufzulösen. Wie sich im Durchgang durch verschiedene Themen gezeigt hat, ist eine solche Trennung systematisch irreführend. Im Alltag sind beide Dimensionen unlösbar miteinander verbunden.

Betrachten wir einige Beispiele.

2. Die in beiden Teilen dieses Buches vorgestellten Beschreibungen von *Handeln* sind immer wieder auf dieselben Beobachtungen »aufgelaufen«: Handeln kann beschrieben werden unter einem individuellen und unter einem sozialen Aspekt. In der Beschreibungsperspektive Individuum geht es um Aktanten als Prozessträger, die mit ihrem Leib und ihrem Bewusstsein Handlungen performieren. Diese Performanz wird in der Beschreibungsperspektive Gesellschaft bezogen auf (sprachlich verfügbare bzw. formatierbare) Handlungsschemata sowie auf soziokulturelle Sinnorientierungen, die die Ziel- und Zwecksetzung der Handlung durch den Aktanten orientieren und auf Handlungspartner beziehen. Erst in deren sprachlichen oder nichtsprachlichen Reaktionen bekommt eine Handlung soziale Relevanz.

Ähnlich angelegt ist die Beschreibung von *kommunikativem Handeln*. Auch hier ist ein Prozess-Träger erforderlich (will man nicht »die Kommunikation« als Akteur personalisieren) und eine beobachtbare leibliche Performanz. Und auch hier sind soziale Regularien verschiedenster Art erforderlich, um erfolgreich kommunizieren zu können; angefangen von sprachlichen Regularien bis zu Diskursregularien, von Wahrheitsanforderungen bis zum Erheben von Geltungsansprüchen, die sozial eingelöst werden müssen. Insofern ist die Frage nach der Priorität von Handeln oder Kommunizieren auflösbar.

Ähnliches gilt auch für *Erfahrungen*, die einerseits gebunden sind an leibliches Erleben, das nachträglich begrifflich formatiert und damit kommuniziert werden kann. Die begrifflichen Formatierungen ebenso wie die empraktische Bewertung sowie die emotionale und

moralische Bewertung von Erfahrungen erfolgen im soziokulturellen Orientierungsrahmen einer Gesellschaft.

Dasselbe Argumentationsmuster verfängt m. E. auch bei Wissen, Erkennen und Wahrheit. Modelliert man sie als konkrete Prozesse, dann folgt daraus, dass man Prozessträger braucht (Wen sonst sollten Wissen, Erkenntnis und Wahrheitskommunikationen denn interessieren?), dass diese Prozesse notwendig in konkreten Situationen ablaufen und in soziokulturelle Ordnungsrahmen eingebettet sind. Weil und solange Aktanten in Sprech- und Handlungsgemeinschaften und bezogen darauf handeln und kommunizieren, operieren sie im Alltag als »Natur-« wie als »Kulturgeschöpfe«. ²²

Handlungserfolg ist gebunden an kollektives Wissen in Form von Erwartungs-Erwartungen und Unterstellungs-Unterstellungen. Diese operativen Fiktionen ermöglichen einerseits soziale Interaktion mit hinreichenden Erfolgsaussichten und bewahren den individuellen Aktanten Handlungsfreiräume, die kreativ genutzt werden können. Insofern kollektives Wissen im Laufe der Sozialisation unintendiert und unbemerkt von den Sozialisierten als Orientierungswissen in ihr eigenes Handeln übernommen und in sozialen Interaktionen laufend durch Erfolg und Misserfolg stabilisiert und damit normalisiert wird, sichern Gesellschaften durch Sozialisation ihre Reproduktion sowie den sozialen Handlungserfolg der Aktanten, deren Handlungsspielräume zugleich ermöglicht und geprägt werden.

Ohne mit komplizierten Thesen wie der wechselseitigen Konstitution von Individuum und Gesellschaft oder einer Einheit von Differenzen hantieren zu müssen, zeigt die Beobachtung unseres Alltags, dass alles Handeln von Aktanten nur »Sinn macht«, wenn es »im gesellschaftlichen Rahmen« abläuft (und das gilt auch für alles klandestine oder Robinsonade Handeln); dass andererseits die Vorstellung von Handlungen und Kommunikationen ohne Aktanten ziemlich gespenstisch ist – falls man sie denn überhaupt anstellen will.

3. Der Aspekt des kollektiven Wissens kann auch unter der Rubrik *Common Sense* beschrieben werden. Common Sense als Handlungsorientierung für (im Prinzip) alle Aktanten in einer Gesellschaft darf nicht verwechselt werden mit Konsensresultaten. Common Sense ist ein Orientierungsinstrument, ohne das wir keinen Alltag leben könnten.

Wenn ich zurückgreife auf meinen Vorschlag (Schmidt 2003), von Wirklichkeitsmodellen (= Modellen *für* Wirklichkeiten) und Kulturprogrammen als Problemlösungsprogrammen für Aktanten in einer bestimmten Gesellschaft zu reden, dann kann man das hier mit Common Sense Gemeinte vielleicht so beschreiben: Common Sense »verkörpert« die in einer Gesellschaft für »normal« gehaltene Arbeitsweise des Zusammenspiels von Wirklichkeitsmodell und Kulturprogramm. Wie man die Umwelt einschätzt und behandelt; welches Menschenbild in einer Gesellschaft »normal« ist; welche Handlungsregulierungen durch Institutionen und Organisationen Aktanten anstreben oder im Alltag verkraften; welche Rolle Emotionen spielen, wie sie ausgedrückt und bewertet werden, und welche Rolle schließlich welche moralischen Orientierungsmuster spielen: die kulturspezifische Antwort auf solche Fragen liefert im Generellen wie im Detail der Common Sense als wirksame

²² Noch einmal sei daran erinnert, dass sich im Durchgang durch die verschiedenen Themen in diesem Buch immer herausgestellt hat, dass das Zusammenspiel von Kognition, Emotion, Moral und Empraxis unser Handeln in allen Bereichen bestimmt.

operative Fiktion. Er prägt für die Aktanten den Alltag als Wir-Normalität – von der man erst dann in vielfältiger Form abweichen kann.

Ich hoffe, diese wenigen Beispiele reichen, um Vorschläge zu einer kategorialen Trennung zwischen Individuum und Gesellschaft unplausibel zu machen. Solche Vorschläge trennen in dualistischer Manier das, was im Alltag nie getrennt voneinander beobachtet wird. Erst eine reduktive Analyse erschafft mithin das Problem!

4. Im zweiten Teil dieses Buches ist versucht worden, *Auflösungen* klassischer philosophischer Probleme anzubieten. Die Tendenz dieses Angebots soll abschließend noch einmal exemplifiziert werden.

(a) Beginnen wir mit der Frage: »*Was können wir wissen?*«

Meine Antwort auf diese Frage lautet; Wir können wissen, was wir *erleben/erfahren, beschreiben* und *begründen* können. Soll heißen: Wirklichkeitssicherheit ist an Erfahren gebunden, wobei Erfahrungen mit Handlungen ebenso gemacht werden können wie in/mit Kognitionen oder Kommunikationsprozessen. Beschreiben meint sprachlich-begriffliches Formatieren von Erfahrungen. Man kann den Umgang mit Steinen als »hart« oder »schwer« kategorisieren; kognitive Problemlösungsversuche können für Aktanten gelingen oder misslingen; und warum man etwas gesagt hat, kann man widersprechenden Kommunikationspartnern argumentativ plausibel machen.

Mit anderen Worten: Mit dem Erwerb von Handlungs- und Kommunikationskompetenz in Geschichten erwerben wir *Wirklichkeitskompetenz*. Das Anwenden von Wirklichkeitskompetenz ist nicht etwas, was man tun oder lassen, wozu man sich entschließen oder was man verweigern kann, sondern wir vollziehen es unentwegt in jedem Augenblick unseres Lebens. Eben das erweckt in uns den tiefen emotionalen Eindruck, »die Wirklichkeit« müsse doch unabhängig von uns sein, weil sie immer schon da ist, wo immer wir auch auftauchen – selbst auf dem Mond – wir bringen sie unweigerlich mit.

(b) Fahren wir fort mit der Frage »*Wie sicher ist unsere Erkenntnis?*«

Die Sicherheit, so meine Antwort, wird bestimmt durch die Art des Erfahrens-Machens, Beschreibens und Begründens, für die sich im Alltag erfahrungsgestützte und je nach Handlungsbereich verschieden variable Kriterien herausgebildet haben.

Wenn man – wie oben vorgeschlagen – Erkenntnis als Handeln, nämlich als Umgang mit bereits verfügbarem (= formatierten) Wissen und der Weiterführung von Beschreibungen aufgrund neuer Erfahrungen konzipiert, dann erfolgt der Sicherheitstest in je spezifischen Geschichten- und Diskurszusammenhängen des Alltags. Die Testfrage lautet daher nicht: Wie wahr sind unsere Erkenntnisse?, sondern: Welche Handlungsmöglichkeiten eröffnet uns eine Erkenntnis?

(c) Fahren wir fort mit der Frage: »*Können wir die Wirklichkeit objektiv erkennen?*«

Meine Antwort auf diese Frage geht über drei Schritte:

- Wie oben ausgeführt, kann der Ausdruck »die Wirklichkeit« nur als Diskursfiktion bezeichnet werden; oder anders gewendet: »die Wirklichkeit« hat keinen bestimmbaren Referenten. Wohl erkennen wir unentwegt {Wirklichkeiten-für-uns}, die wir handelnd und kommunizierend mit anderen »teilen«, und das heißt zur Grundlage kooperativer Handlungen machen und dadurch in ihrer Geltung bestätigen oder in Frage stellen.

- Was heißt »objektiv erkennen«? Wenn mit Objektivität Subjektunabhängigkeit gemeint ist, dann muss man sich die Frage gefallen lassen, wer denn da objektiv erkennt. Das in diesem Buch praktizierte Insistieren auf konkreten Prozessen erlaubt keinen Ausschluss eines Beobachters bzw. eines Prozess-Trägers: Ohne Erkennenden keine Erkenntnis! Wer diese Annahme bestreitet, gerät in einen Selbstwiderspruch, indem er behauptet, er könne sich aus seiner Behauptungshandlung eliminieren. Eine Behauptung ist eine Setzung in einer konkreten Situation, keine frei schwebende Proposition. Wird dagegen »objektiv« im Sinne von »intersubjektiv« verwendet, dann fällt die Antwort anders aus. Bezeichnet »intersubjektiv« ein methodisches Verfahren der Herstellung von Fakten, dann gilt Intersubjektivität²³ als Regulativ, das besagt, dass diese Herstellung von Fakten im Prinzip von allen, die das Verfahren beherrschen, im Prinzip überprüft werden können muss, unabhängig davon, ob diese Überprüfung tatsächlich stattfindet. Der damit erhobene Objektivitätsanspruch bezieht sich aber wohlgerne auf ein Verfahren, nicht auf die Verfahrensergebnisse, die nach wie vor von Aktanten in konkreten Handlungssituationen produziert, interpretiert, bewertet und angewandt werden müssen. Ist die Anwendung erfolgreich, etwa in Form technischer Verwertbarkeit, dann gilt der Handlungszusammenhang von Ergebnisproduktion, Interpretation und Bewertung in Einheit mit der erfolgreichen technischen Anwendung als erfolgreicher Erkenntnisprozess, der bis auf weiteres akzeptiert und verwertet wird. Die Frage nach Objektivität im klassischen Sinne stellt sich schlicht nicht (mehr).²⁴

(d) Und werfen wir einen Blick auf eine letzte Frage: »Woher bekommen wir Gewissheit/Können wir mit Kontingenz leben?«

Auf die erste Fassung der Frage kann geantwortet werden: Gewissheit bekommen wir zunächst einmal und grundlegend im/vom Alltag und im/vom Common Sense. Wenn wir die dort verfügbaren Gewissheiten, die durch unser erfolgreiches Erfahrung-Machen im Handeln und Kommunizieren laufend bestätigt oder aus erkennbaren Gründen in Zweifel gezogen werden, nicht als Grundlage nutzen könnten, wäre unser Überleben unwahrscheinlich. Erst vor dem Hintergrund dieser Gewissheiten können wir etwas als ungewiss/Ungewissheit einschätzen und entsprechend darauf reagieren. Wenn z. B. alles im Zusammenhang mit Kommunikation grundsätzlich ungewiss wäre – Themen, Formen, Regularien -, würden wir

²³ »Intersubjektivität unterscheidet sich von Objektivität durch das Fehlen der Gewissheit, dass die subjektiv verschiedenen Wahrnehmungen identisch sind. (...) Doch wie immer: Auch Intersubjektivität bleibt eine Form der Subjektivität.« (Finke 2005:61)

²⁴ Betrachten wir ein Beispiel: Hirnforscher haben jüngst in verschiedenen (populär)wissenschaftlichen Veröffentlichungen die These aufgestellt, dass unser Gehirn alles, was wir tun, determiniert und dass wir keine freien Willen *haben*. (Zur Kritik cf. ausführlich Janich 2009:38.)

Neurowissenschaftler mögen über diese Frage disziplinär diskutieren. Unabhängig von diesem Diskurs lässt sich m. E. Folgendes anmerken: Wenn das Gehirn uns wirklich determiniert, dann muss es ihm gefallen haben, uns die Einbildung oder Vorstellung zu erlauben, wir hätten einen freien Willen. Aufgrund dieser Einbildung sind wir in der Lage, etwas als Alternative zu erfahren, die Notwendigkeit der Entscheidung zu sehen und zu begründen, bestimmte Handlungen als verantwortungsbewusst zu beschreiben u. Ä. m. Die Erfahrung von Wahlfreiheit schafft im Bewusstsein (zumindest von Nicht-Neurowissenschaftlern) die Vorstellung, man könne sich für X und gegen Y oder Z entscheiden und das bewusst als »freien Willen« beschreiben. Ob das »objektiv« stimmt oder nicht, spielt dann für das praktische Handeln in einer Handlungs- und Kommunikationsgemeinschaft faktisch keine Rolle.

nicht zum Kommunizieren kommen. Stattdessen versorgen uns Alltag und Common Sense mit hinreichend vielen Wahrscheinlichkeiten, die uns so viel Kommunikationsspielraum eröffnen, dass wir auf dieser Grundlage auch mit Unwahrscheinlichkeiten, Ambiguitäten und Risiken fertig werden. – Wir wissen zwar nicht, worüber der Redner des nächsten Vortrags genau reden wird; aber da wir uns auf einem Linguistenkongress zum Thema Semantik befinden, sind die thematischen und formalen Unsicherheiten beherrschbar – und daher sind auch Überraschungen möglich.

Was nun die *Kontingenz* betrifft, so sind auch hier verschiedene Aspekte zu berücksichtigen.

In der Vergangenheit war Kontingenz ein Thema für Philosophen, die den Alltag beobachteten – also Beobachter beim Beobachten beobachteten –, um herauszufinden, wie sich das Beobachten vollzog und wie die Beobachtungsergebnisse (erkenntnistheoretisch) zu bewerten sind. Dabei war unübersehbar, dass alles Beobachten selektiv verfährt und damit als kontingent eingestuft werden muss: Alle könnten etwas anderes beobachten oder anders beobachten.

Diese Einsicht ist theoretisch vielleicht plausibel, aber sie übersieht, dass Aktanten im Alltag handeln; und das bedeutet, sie könnten zwar stets etwas anderes beobachten und etwas anders beobachten: Sie tun es aber nicht, und zwar aus guten Gründen. Da alle in Geschichten und Diskurse verstrickt sind, geht ihre Motivation und Zielsetzung dahin, erfolgreiche Handlungsergebnisse zu erzielen und nicht etwa dahin, einen Raum von möglichen Selektionen zu vermessen. Nur im Konfliktfall und bei misslingenden Handlungen werden Alternativen interessant (»hätte ich doch nur...«) und können dann genutzt werden, um im nächsten anstehenden Entscheidungsfall andere Möglichkeiten zu nutzen.

Nach den Philosophen haben die Medien den Part der Kontingenztthematisierer übernommen. Jedes Mediensystem von Print bis Internet produziert rund um die Uhr Medienangebote, die von Rezipienten zur Wirklichkeitenerfahrung genutzt werden können, bzw. stellt technische Möglichkeiten zur Verfügung, selbst Medienangebote zu produzieren – *ad usum delphini*.

Generalthema aller Nutzungshandlungen ist die Auseinandersetzung mit Handlungsmöglichkeiten *all over the world*, wobei das Kennenlernen anderer Varianten von Alltag und Common Sense zwar Kontingenzerfahrungen möglich macht, sie aber keineswegs erzwingt. Nur wer sich verunsichern lässt, bekommt Kontingenztremor²⁵; und darum betrifft dieses Phänomen vor allem fundamentalistische Gemüter, die physisch wie psychisch alternativunfähig sind. Nur wer (immer noch) denkt und argumentiert »So muss es doch sein!« und nicht etwa »Was machen wir daraus?« bekommt Probleme mit Kontingenzbewusstsein.

5. Angelangt bei der Frage, ob Kontingenzeinsicht Furcht oder Kreativitätsschübe auslöst, kommen wir zum letzten Punkt der Nachbemerken; und zwar zu der Frage, ob sich aus den Überlegungen dieses Buches Beiträge zu gesellschaftlichen Veränderungen ergeben, so wie dies Neopragmatizisten wie R. Rorty oder M. Sandbothe erwarten und postulieren.

Auch hier ist die Antwort alles andere als einfach oder eindeutig.

²⁵ Cf. dazu ausführlich Schmidt (2004).

- Die Hoffnung, dass sich durch die Depotenzenierung emphatischer Konzepte von Wirklichkeit und Wahrheit deren Missbrauch als Machtmittel eindämmen oder gar ganz vermeiden lässt, ist theoretisch überzeugend, setzt aber praktisch voraus, dass die (theoretisch postulierte) Wirklichkeits- und Wahrheitsgewissheit der Aktanten im Alltag als Handlungsprodukt relativiert werden kann. Wie aber kann man Aktanten, die keine Philosophen sind und sein wollen, dazu bringen, ihre Gewissheiten zu relativieren, sie als Handlungsprodukte und nicht als Externalisierung von Wirklichkeit und Wahrheit im emphatischen Sinne einzusetzen? Insofern kann man wohl nur sagen, dass eine solche Depotenzenierung eine notwendige Vorbedingung für einen wichtigen gesellschaftlichen Wandel *wäre*, dieser sich aber praktisch kaum erzwingen lässt.
- Wird Handeln so wie in diesem Buch ins Zentrum der Überlegungen gestellt, dann treten drei Momente ebenfalls ins Rampenlicht: der Aktant, seine Verantwortlichkeit für sein Handeln, und die Veränderbarkeit des Alltags und des Common Sense. Wenn Wirklichkeitserfahrungen nicht von »da draußen« (W. Allen) diktiert werden, sondern aus vielfach bedingten Handlungen resultieren, dann muss es auch Möglichkeiten geben (d. h. sie müssen ersonnen werden können), Situationen zu schaffen, in denen neue Wirklichkeitserfahrungen gemacht werden können, die dann zu gesellschaftlichen Veränderungen genutzt werden können, die auf der Praxis der Aktanten und nicht allein auf theoretischen Postulaten basieren. Hier hat die Kunst seit langem Angebote entwickelt, die aber nur sporadisch genutzt worden sind; man denke etwa an die Erfindung alternativer Lebensformen in der klassischen und romantischen Literatur in Deutschland oder an die russische Revolutionskunst der frühen 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts.
- Unter Globalisierungsbedingungen wird die Einsicht in die unterschiedliche Funktionalität unterschiedlicher kultureller Orientierungsrahmen nicht nur theoretisch, sondern ganz alltagspraktisch unvermeidbar. Nimmt man die Prozessualität des Handelns in Situationen und soziokulturellen Orientierungsrahmen ernst, dann wird es unplausibel, andere Kulturen qua andere Problemlösungsprogramme zu exotisieren oder zu bagatellisieren – die globale Wirtschaft hat ihr Lehrgeld bereits bezahlt. Vielmehr muss hier mit Kontingenz nicht nur gerechnet, sondern kreativ damit umgegangen werden, wofür etwa die Werbung durchaus interessante Anfangsbeispiele zu bieten hat.
- Herrschaftsfreie Diskurse (J. Habermas), gemeinschaftliche Lebensbewältigung in friedlicher Kooperation (P. Janich) sind sicher ebenso hehre Ziele wie R. Rortys Hoffnung auf eine Welt mit mehr Demokratie, weniger Gewalt und Unterdrückung, Ausbeutung und Missbrauch. Man kann solche Utopien als »unrealistisch« abtun – muss dann aber sagen, was »real/realistisch« bedeuten soll. Man kann und sollte m. E. aber dahingehend argumentieren, dass wir solche Utopien ebenso als Regularien des sittlichen Handelns im Alltag brauchen, so wie wir Wahrheit oder Wirklichkeit als regulative Ideen des Handelns und Kommunizierens brauchen. Unsere Erfahrungen, in denen wir Gewalt, Unterdrückung und Ausbeutung als »wirklich« erleben und beschreiben können, sollten uns darin bestärken, uns nicht damit abzufinden: Dies sind keine

»Sachzwänge«, dies ist veränderbares Menschenwerk. Und wer nicht bereit ist, an solchen Veränderungen mitzuwirken, muss sich die öffentliche Frage nach seinen Gründen gefallen lassen. Auch das scheint mit Blick auf die Diktaturen und Waffenlobbies dieser Welt reichlich blauäugig – aber die Veränderungen entstehen im Alltag – und zwar im Kopf.

Und bei allen Plänen zur Weltverbesserung sollten auch die Weltverbesserer bescheiden sein – am besten so drastisch wie M. de Montaigne, der schlicht konstatiert: »(...) und selbst auf dem höchsten Thron der Welt sitzen wir nur auf unserem Arsch.« (1998:566)

So ist es.

Und bis auf weiteres gilt wohl die Einsicht Elfriede Gerstls: »manche kommen aus dem staunen nicht heraus manche nie hinein.«